

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1934

22.7.1934 (No. 29)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

23. Jahrg. Nr. 29



22. Juli 1934

Otto Kunzer / Ein unbekanntes Jugendbildnis Emil Gött's

Ende Juli dieses Jahres sind 50 Jahre verflossen, seit unser allzufrüh dahingeshiedener heimischer Dichter Emil Gött als Abiturient das Gymnasium Lahr verließ, um die Hochschule zu beziehen.

Emil Gött, dessen Eltern in Freiburg lebten, — der Vater war Kanzlist bei der Stadtverwaltung — hatte vom September 1875 an bis Ende Juli 1883 die Klassen Sexta bis einschließlich Unterprima am Freiburger Gymnasium (heut Berthold-Gymnasium) durchlaufen. In den 3 unteren Klassen war er ein guter Schüler gewesen, der sich in Sexta und Quinta jeweils einen Preis errang. In den Mittel- und Oberklassen aber begannen sein Fleiß und seine Leistungen von Jahr zu Jahr zurückzugehen, und am Schluß der Obersekunda (Abteilung A) wurde ihm als dem zweitletzten Schüler der Klasse durch Konferenzbeschuß vom 25. Juli 1882 wegen ungenügender Leistungen in Latein und Griechisch die Beförderung nach Unterprima versagt. Dieser Konferenzbeschuß scheint aber nachträglich abgeändert worden zu sein, indem sich Gött wohl einer Nachprüfung nach Unterprima unterziehen durfte, worüber Genaueres nicht mehr festgestellt werden kann. Jedenfalls finden wir ihn im darauffolgenden Schuljahr 1882/83 in der Jahresschlußliste als Schüler der Unterprima A verzeichnet, der Ende Juli 1883 mit der Gesamtleistungsnote „hinlänglich“ nach Oberprima befördert wurde.

Wenn Emil Gött's Leistungen in den Oberklassen des Freiburger Gymnasiums nicht mehr dem entsprachen, was man nach seinen Anlagen hätte erwarten sollen, so lag der Grund davon wohl darin, daß er, je mehr das selbständige Denken und Grübeln in ihm sich regte, seinen Privatneigungen folgte und die Schulfächer darüber vernachlässigte. Er las ungemein viel aus den Gebieten der Geschichte, Philosophie und der deutschen Literatur, streifte auch häufig allein durch Feld, Wald und Flur, das Leben der Natur sorgfältig beobachtend, und vertiefte sich daneben in technische Versuche, wozu ihn seine praktische Beanlage trieb. Dazu kam noch das gespannte Verhältnis zu einigen seiner Lehrer, von denen er sich gedrückt und ungerecht behandelt fühlte. Jedenfalls war ihm am Schluß der Unterprima das Freiburger Gymnasium so verleidet, daß er mit

Unterstützung seiner Mutter dem lange widerstrebenden Vater die Erlaubnis abrang, mit Beginn des Schuljahres 1883/84 in die Oberprima des Gymnasiums Lahr übertreten zu dürfen, das damals unter der Leitung von Direktor Weiland stand, einem der gefeiertsten Direktoren und Lehrer, die jemals an unseren badischen Gymnasien gewirkt haben.

Das Jahr in der Oberprima des Gymnasiums Lahr war wohl für Emil Gött das glücklichste seiner Gymnasialzeit. In dem von allen Schülern hochverehrten Direktor fand er den trefflichsten Lehrer und väterlichen Freund, der seine Eigenart sofort erkannte und mit Verständnis darauf einging. Hier konnte Gött in den stets anregenden Lehrstunden seines Direktors auch Fragen und Zweifel äußern, ohne gewärtig zu sein, barsch abgewiesen oder als vorlaut beurteilt zu werden, wie es ihm in Freiburg ergangen war. Und wie bei Direktor Weiland, so fand er auch bei den übrigen Lehrern der Prima eine würdige Behandlung. Uns Mitschülern* war Emil Gött von Anfang an ein offener Kamerad, dessen rückhaltlose Wahrheitsliebe und stete Hilfsbereitschaft nicht ohne Eindruck auf uns blieb. Auf unsern wöchentlichen Klassenkneipen am Samstagabend im „Falken“ auf dem sogenannten „Trippel“ sprudelte er oft von Humor und geistvollen Einfällen, und wenn er dann nach der Kneipe mit einigen Kameraden einen mitternächtigen Bummel durch die stillen Straßen Lahrs machte, warf er in der Regel philosophische und religiöse Fragen auf und gewährte so seinen Begleitern einen tiefen Einblick in sein Innenleben.

Unsere volle Bewunderung errang Emil Gött, der von verhältnismäßig kleiner, untersehter Gestalt war und über eine ungewöhnliche Muskelkraft verfügte, in der Turnhalle und auf dem Spielplatz. Wie schon in Freiburg, war er auch in Lahr der beste Turner des Gymnasiums, der sich an die schwierigsten Geräteübungen heranwagte und sie meist spielend bewältigte. Als Anfang Juli 1884 das Abitur unter dem Vorsitz des Heidelberger Ordinarius für klassische Philologie

* Der Verfasser dieses Aufsatzes, Ministerialrat i. R. Dr. h. c. Kunzer, Karlsruhe, war Conabiturient Gött's; er hat uns das Bild zur Verfügung gestellt. Schriftl.



Emil Gött als Lahrer Abiturient 1884

Geh. Hofrat Prof. Dr. Wachsmuth stattfand, wurde Emil Gött das Reisezeugnis mit der Gesamtnote „ziemlich gut“ zuerkannt.*

Auf dem noch erhaltenen Abiturientenbild sitzt Emil Gött auf dem Fasse in der Mitte des Bildes, diesmal ohne seine Brille mit den bläulichen angelaufenen, dicken, runden Gläsern, klug und wohlbefriedigt dreinschauend. Links und rechts von

** Sowohl in der von Roman Boerner verfaßten Biographie Emil Gött's, die im ersten Band seiner „Gesammelten Werke“ (München) 1911 steht, wie in den im Jahre 1921 erschienenen „Aufzeichnungen“ seiner Mutter Maria Ursula Gött ist zu lesen, daß Emil Gött sein Reisezeugnis am Freiburger Gymnasium nicht erhalten hat, obwohl die ganze Klasse für ihn Färbung einlegte. Diese Angabe ist eine völlig irrige. Emil Gött hat sich niemals am Freiburger Gymnasium der Reifeprüfung unterzogen und hätte sich ihr auch nicht unterziehen können, da er ja am Schlusse der Unterprima Ende Juli 1883 aus dieser Anstalt austrat, um sich am Gymnasium Lehr für die Oberprima anzumelden. Roman Boerner hat seine Angabe offenbar von Emil Gött's Mutter bezogen, in deren Erinnerung sich der wahre Sachverhalt verwischt hatte.

ihm gruppieren sich seine Mitabiturienten. Von diesen 17 Abiturienten stammten nur drei aus der Stadt Lehr und zwei aus dem benachbarten Dinglingen, alle übrigen waren auswärtiger Herkunft.

Unter diesen Lehrern Abiturienten vom Juli 1884 sind verschiedene in ihrem späteren Berufsleben in unserem Lande bekannter geworden, so Landrat Holderer, der um die Jahrhundertwende mit dem Karlsruher Hochschulprofessor Dr. Zutterer die erste deutsche Durchquerung Asiens durchführte, der jetzt in Griesbach im Renchtal lebende Arzt und Naturforscher Professor Dr. Haberer, der in verschiedenen Erdteilen große Forschungsreisen unternommen hat, der erste Direktor des Karlsruher Postfachamtes, Oberpostdirektor Huber, und der langjährige Chefarzt der chirurgischen Abteilung des Karlsruher Krankenhauses, Geh. Hofrat Professor Dr. v. Beck, der ähnlich wie Emil Gött nur die Oberprima am Gymnasium Lehr zurücklegte.

Georg Hupp / Thingstätten im Kraichgau und Bruhrain

Mit der Errichtung von Thingstätten knüpft die heutige Zeit an die Sitten und Bräuche germanischer Frühzeit an. Bereits im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung waren die germanischen Volksstämme in Gaue gegliedert, so erwähnt schon Cäsar 100 Gaue der Sueben. Um 800 schuf Karl der Große die Gaueinteilung, aus der bis heute die Namen unserer heimischen Gaue — des Kraichgaus, des Pfingzgaus, des Enzgaus usw. — in der Volkssprache lebendig geblieben sind. Es dürfte somit unbestritten sein, daß schon der Germane der frühesten geschichtlichen Zeiten ein geregelter Zusammenleben kannte, dem sogar eine Verfassung zugrunde gelegt war. In dieser Verfassung spielte das „Thing“ eine so große Rolle, daß man häufig von einer Thingverfassung spricht und schreibt. „Thing“ bedeutet schlechthin eine Versammlung zu einem bestimmten Termin. Die Schweden bezeichnen heute noch ihren Reichstag als Storting und die Dänen den ihren als Folkething.

Die Grundlage völkischen Zusammenlebens war die Gaueinheit, die Sippe, deren einzelne Glieder man als „Bur“ bezeichnete. Größeren Umfang hatte die Markgenossenschaft, deren Ausdehnung sich wohl nach der Boden- und Siedlungsverhältnissen gerichtet haben dürfte, die eine Vereinigung benachbarter Siedler zur gegenseitigen Unterstützung und Hilfeleistung darstellte. Bei fortschreitender Besiedelung lösten sich aus diesen Markgemeinden einzelne Dörfer heraus. So wird uns von vielen badischen Gemeinden berichtet, daß sie bis weit ins Mittelalter hinein zu einer Markgenossenschaft vereinigt waren. 100 Märker oder Grundeigentümer schloß man zur „Mark der Hundert“ zusammen. Sie stand unter Führung eines Obmannes, des Hundertraten oder Centgrafen, der schon im 8. Jahrhundert als „Scultheizo“ bezeichnet wird. Auf den Markgenossenschaften bauten sich die Gaue auf, und darüber stand die Landsgemeinde.

Zum Thing war ursprünglich jeder freie Mann berechtigt und verpflichtet. Ausschließlich Hundertschaftsthing konnten die Franken und Alemannen, bei den andern Stämmen waren auch Gauversammlungen üblich. Den Vorsitz des Things übernahm ursprünglich der Älteste, der Graue, Grave, Graf, später wurde der erwählt, der auf Grund seiner Persönlichkeit als der geeignetste erschien. Seit Karl dem Großen wurden die Things einer allgemeinen Regelung unterstellt. Man unterschied damals schon echte Things und gebotene Things. Die echten Things waren festgelegt, zu den gebotenen Things erging besondere Einladung. Zu den echten Things hatten alle Pflichtigen zu erscheinen, zu gebotenen Things rief man nur Auserwählte — „maiores natu“ zusammen, weil mit der Zunahme der Bevölkerung die Durchführung allgemeiner Volksversammlungen immer mehr erschwert wurde. „In den Versammlungen wurde über kriegerisches Unternehmen beratschlagt, hier wurden aber auch die Normen festgesetzt, die dem Volke in friedlichen Zeiten zur Richtschnur dienen sollten. Ebenso wurde über diejenigen zu Gericht geseffen, welche sich gegen die vom Volke festgesetzten allgemeinen und besonderen Vorschriften in irgend einer Weise verfehlt hatten.“

Ursprünglich hatte jeder Markt — oder Gaugenosse das Recht, Anträge zu stellen, Mißstände zu rügen, Strafen zu beantragen und einem Beschluß zuzustimmen oder ihn abzulehnen. Die Ausführung des Thingbeschlusses oblag dem Grafen, der dabei selbstverständlich von Helfern unterstützt wurde. Wie Feigenbutz in seiner Geschichte des Kraichgaus berichtet, war die Thingverfassung demokratisch, nach hinlänglicher Erörterung eines Gegenstandes schritt man zur Abstimmung über denselben. In anderen Quellen wird auf die Durchführung des Führerprinzips hingewiesen. Jedenfalls standen bei gerichtlichen Verhandlungen dem Thingführer noch einige Berater zur Seite, die gleichsam als Schöffen amtierten.

Das Thing empfahl man dem Schutze des Thinggottes Ziu, Tin, den man auch Thingius hieß, und dem heute noch der Things — tag oder Dienstag geweiht ist. In manchen Thingstätten wohnte der Priester, der Gode, der des Gesetzes kundig war. Ueber dem Thing waltete der Schutz der Gottheit, es wurde vom Priester eröffnet und von ihm beraten. Graf und Schöffen nahmen ihren Platz auf einer Erhöhung ein, die durch ein besonderes Zeichen oder Mal kenntlich gemacht war und darum auch Malplatz hieß. Der Graf kehrte sein Angesicht der aufgehenden Sonne zu, zu seiner Linken stand der Beklagte, rechts von ihm der Kläger. Hinter sich hatte der Thingleiter die Schöffen, ihm gegenüber nahmen die bewaffneten Thinggenossen Aufstellung. Als besonderes Wahrzeichen der Malstätten galten Bäume, Steine oder Holzsäulen. Zu den üblichen Thingbäumen zählten die Linde, die Eiche, die Föhre, die Buche, die Birke und die Erle. Nach neueren Forschungen sollen auch die rätselhaften Steinkreuze nichts anderes als Wahrzeichen germanischer Thingstätten gewesen sein.

Zur Gerichtstätte gehörte jene Holzsäule, an der Uebeltäter angeprangert, d. h. der Spottlust des Volkes zur Schau gestellt wurden. Der ganze Platz wurde umzäunt, sei es mit einem Zaun, einer Hecke oder einem Erdwall. Als heiliger Busch galt die Hasel, die darum gerne zur Einfriedigung der Thingplätze benützt wurde. Kurz vor der Eröffnung des Things erhielt der Platz besondere Weihe, indem man ihn mit Speeren oder Haselkruten gegen die Umgebung abgrenzte oder mit einer roten Schnur umspannte. Thingplätze lagen auf den Höhen der Berge, wir finden sie aber auch in der Ebene oder im Tal. Die volkstümlichen Ausdrücke für diese Stellen waren: Stalbohel, Stalbüchel, Stadelbüchel, Stadelbüchel. Büchel bedeutet soviel wie Hügel, Stal oder Stadel ist der Ausdruck für Stall, Stillstand, wie es ja im Wort Heustadel noch heute gebräuchlich ist. Wichtig war die Verkehrslage des Platzes, aus praktischen und aus kultischen Gründen mußte eine Quelle in der Nähe sein. Die Versammlungsplätze des Mittelalters lagen fast alle in der Nähe günstiger Zugangsstraßen. Der Ruf zum Thing erging durch Boten, sofern der Termin nicht von vornherein auf einen bestimmten Vollmond oder Neumond festgelegt war. Zu Versammlungen der Markgenossen konnte man wohl auch mit dem Signal der Hörner oder durch Klang von Glocken einladen.

Nur wenige Nachrichten über die Thingplätze unserer Heimat sind uns überliefert. Die meisten Fingerzeige geben uns die Gewannamen. Einsam stehende Kapellen oder Kirchen regen zur Nachforschung an, weil die christliche Kirche ihre Gotteshäuser gern auf die Thingplätze stellte, um den Platz heidnischer Glaubensübung gleichsam für das Christentum in Beschlag zu nehmen. Einen durchaus neuen Weg geht der Offenburger Vermessungsrat Johannes Scholze in seinem Büchlein „Neue Wege der Orts- und Flurnamenforschung“. In seinen interessanten Darlegungen versucht er den Nachweis zu erbringen, daß die bisherige Deutung unserer Orts- und Flurnamen philologisch beengt war. Nicht Flüsse, Bäche, Tiere oder Personen haben bei der Namensgebung den Ausschlag gegeben, sondern die meisten Ortsnamen lassen sich aus dem Verfassungsleben unserer Vorfahren, der Thingverfassung, ableiten. Umgekehrt sind dann aber die Orts- und Flurnamen von heute wichtige Führer zu den Thingstätten verfloßener Jahrhunderte. Die Silbe „hach“, die so vielen Dorfnamen Badens eigentümlich ist, bringt Scholze nach dem Vorbild Priebe's in Verbindung mit dem Norddeutschen „beck“, d. h. Stein oder Hügel. Der Name Steinbach im Pfingzgau wäre Zeuge dafür, daß in der Nähe dieser Dörfer einst Thingstätten lagen. Auerbach könnte als Urbeck beanpruchten, als die erste Versammlungsstätte jener Gegend zu gelten. Im Ortsnamen Bauerbach wäre eine Erinnerung an die Einzelperson der Thingpflichtigen, an der „Bur“, zu erblicken. Wenn „Garten“

eine Thingumzäunung bezeichnet, dann weist der Name Weingarten nicht auf den Weinbau, sondern auf einen geweihten Versammlungsplatz hin, in dessen Nähe jedenfalls ein Priester wohnte. Weil Spiel von spellen, d. h. reden, abzuleiten ist, weist sich Spielberg bei Ettlingen ebenfalls als Siedlung in der Nähe eines Versammlungsplatzes aus. An die Umfriedung durch einen Wall erinnert der Flurname „Ringelberg“ auf Grözingen Gemarkung, nicht weit vom Rittnerhof, und eine der größten Thingstätten vermutet Scholze bei Hagsfeld in der Rheinebene. Abgesehen davon, daß schon der Name des Ortes an ein umhiegtes Feld erinnert, tragen die Gewanne südlich von Büchig merkwürdige Bezeichnungen wie Rainsfeld, Durlacher Feld, Vollenau, Noßweidenwiese, Reitschulschlag. Scholze vermutet, daß auf dem kleineren langrunden Platz des Rainsfeldes die Thingversammlungen, auf dem Durlacher Feld aber die Pferderennen abgehalten worden seien.

Auch Feigenbus, der Erforscher des Kraichgaus, weist aus Urkunden und Flurnamen einige Versammlungsplätze nach. Die wichtigste Thingstätte des Kraichgaus lag bei Ubstadt. Feigenbus schreibt darüber: „Der Ausdruck Hofstett existiert heute noch. Letztere liegt an der von hier nach Bruchsal führenden Landstraße, nur wenige Schritte vom Ort, westlich jener, mißt etwa 25 Morgen und ist ein etwas erhöhter freier Platz, der ganz zu gedachtem Zwecke geeignet war, weshalb wir denselben für den Stalbühl oder die Dingstatt der Urkunde halten, und so hätte dann auch der Bruhrain seinen Stalbühl gehabt.“ Die Urkunde, aus der Feigenbus schöpft, ist eine Verleihungsakte aus dem Jahre 1237. Nach dem Tode des in Ubstadt begüterten Rudolfs von Kiplau wurden einige Güter durch Ulrich von Sternenfels an Graf Simon von Katzenellenbogen übergeben, der sie verschiedenen Ministerialen der Speyerer Kirche als Lehen überließ. In dieser Urkunde wird der Verhandlungsplatz angegeben: „Promittimus eciam eisdem in omni loco warandiam et opportunum, iure nobis salvo, quod vulgariet Dincltat, iuxta villam Ubstat ubi est locus ad tenenda placita generalia.“

An der Straße, die am Fuße der Hügel von Grözingen nach Weingarten führt, liegt in der Mitte zwischen den beiden Dörfern das „Gut Werrabronn“. Hier stand an der Grenze zwischen Kurpfalz und Baden-Durlach einst ein Zollhaus am Wehrhag. Als das Großherzogtum Baden gebildet worden war, wurde aus dem Amtshaus eine Mühle, dann einmal ein Gutshaus, ein andermal ein Wirtshaus. Wer von dem Werrenhause dem Laufe des Bächlein folgt, das in schmalem Bette hinaus in die Ebene fließt, kommt schon nach kurzem Weg in einen Wald, den heute noch die topographische Karte als Stalbühl bezeichnet. Feigenbus schreibt darüber: „Das wichtigste aus alter Zeit, was Weingarten aufzuweisen hat, ist ein Distrikt seines Waldes, der den Namen Stalbühl führt. In

einer Beschreibung der Kellerei Weingarten von 1549 heißt es: „Item, ein Wald an der Werran ansehend, der Stalbohel genannt, und am Landgraben hinab vom Eppelshofer Banbruch bis in den Einsiedel u. s. f.“ Es ist zweifellos, daß hier bis ins Mittelalter hinein die Thingversammlungen des Pfingzgaus abgehalten wurden. Bis um die Mitte des vorigen Jahrhunderts war das Dorf Weingarten der wirtschaftliche und gesellschaftliche Mittelpunkt für die Dörfer weit im Umkreis, und erst der Bau der Eisenbahn hat dem Orte diese Bedeutung genommen. Ein Chronist der Kurpfalz, Widder, berichtet, daß

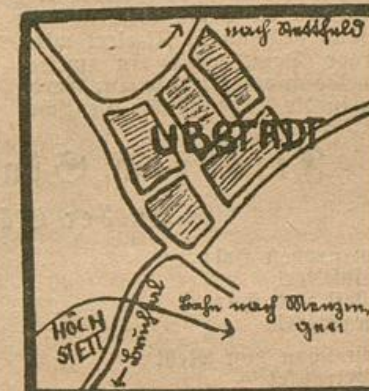
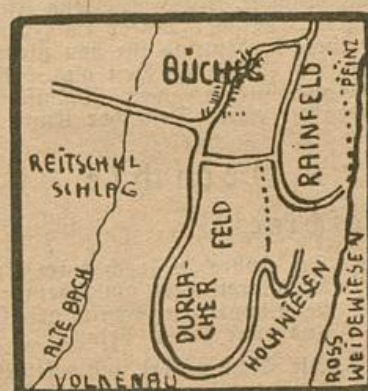
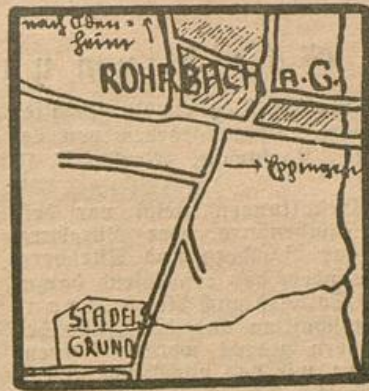
bis ins 18. Jahrhundert hinein in Weingarten die sogenannten Grevengerichte abgehalten wurden, Versammlungen, die das Oberamt Bretten hierher einberief. Sie fanden alljährlich nach Weihnachten statt, auf ihnen wurden die im verfloßenen Jahre vorgekommenen Frevel gerügt und mit Strafe belegt. Diese Grevengerichte dürften noch Ueberreste jener Thingtage gewesen sein, die die Gaugrafen auf dem Stalbühl am Werrabronn einst leiteten. Jedenfalls weist auch die Bezeichnung Kripfendamm, wie sie die Karte angibt, auf eine ehemalige Umzäunung des Stalbühls hin, denn Kripfe ist der Ausdruck für einen geflochtenen Zaun. Aus der Grenzlage des Stalbühls zieht Feigenbus den Schluß, daß hier die Dinge abgehalten wurden, die für den Kraichgau und den Pfingzgau gemeinsam waren. Es mag sich wohl manchmal ereignet haben, daß die Herrschaft über beide Gaue in eines Grafen Hand vereinigt war.

Im Gedenken des Volkes ist schon seit langem

kein Gedenken mehr an die einstige Bedeutung dieser Stätte lebendig. Im 16. Jahrhundert kaufte die Gemeinde Grözingen dem badischen Markgrafen den Teil des Stalbühls ab, der auf ihrer Gemarkung lag und benützte ihn als Schweineweide. Die Weingartener erbauten eine Wasenhütte und ließen hier die gefallenen Tiere verlochen.

Heute dient der Stalbühl keinen besonderen Zwecken mehr. Still und einsam liegt die Stätte, und die Kronen mächtiger Bäume rauschen über dem Platze, zu dem meist unsere Vorfahren eilten, wenn der Bote sie zum Thing geladen.

Die Thingstätte des hinteren Kraichgaus haben wir bei Rohrbach am Giechbühl zu suchen. An der alten Gochshemer Straße, etwa 1 Kilometer südlich von Rohrbach, verzeichnet die Karte heute noch den Stabelsgrund, was soviel bedeuten mag wie Stabelsgrund. Hier vermutet Feigenbus einen Thingplatz des Kraichgaus. „Könnte nicht unter den Grafen von Lauffen, die zugleich die Gaugrafen im Kraichgau- u. Elsenzgau waren, der Stabelsbühl bei Rohrbach als Versammlungsplatz für die öffentlichen Gedinge gedient haben?“ Schon die seltsame nähere Bezeichnung des Dorfes „am Giechbühl“ weist auf seine Lage an einem Hügel hin, dem das Volk besondere Aufmerksamkeit schenkte.



Philander / Der Postillon

Du hättest ihn sehen müssen, — ich hab ihn noch gekannt, den alten Postillon, der vierspännig die Strecke Titisee — St. Blasien fuhr. Er war breit und unterseht, trug hohe Stiefel, die mächtige Brust eingeknüpft in die Manfa des Postillons. Sein bartloses, unbewegliches Gesicht mit eingeknicktem Mund ist mir noch in Erinnerung und das eisgraue Haar unter dem ledernen Helm, den er manchmal einen Augenblick küstete. Auf dem linken Rockärmel trug er die breiten, dreifachen Tressen langer Dienzeit, was eine seltsame Würde um ihn ausbreitete. Er sprach kaum, wahrscheinlich nur mit den Pferden, mit Menschen nicht mehr. Er nickte bloß mit dem Kibern, wenn er das dargebotene Glas nahm, das ihm das Mädchen hinaufreichte, auf den Fußspitzen sich aufrichtend, —

die Linke hielt die vier Zügel. So fuhr er Sommer und Winter die alte Gebirgsstraße; hoch oben neben ihm war der schönste Platz. Dort konnte man auch das Posthorn sehen, das er trug, an der geflochtenen Schnur mit den beiden Quasten.

Einmal hab ich ihn blasen hören, ein einziges Mal. Es muß an einem Augustmorgen gewesen sein gegen sieben Uhr. Der Nebeldunst lag noch über den Wiesen des Tals, aus den versträuten Gehöften stieg feil der Frührauch in die klare Luft. Ein Raubvogel kreiste hoch über dem Wald, und an den Gräsern hing der Tau.

Und da hinein klang von ferne sein Lied, der klare, schwingende metallische Ton des Posthorns, gemessen und feierlich, eine strahlende Verkündung an die lauschende Welt.

Ich hab sie dann noch oft ansfahren gehört, die vierspännige Post mit dem Klingling der Schellen ihres Trabs und bin im Staub gestanden vor den Pferdehäuptern, während der Schaffner aus seinem Verschlag turnte, dem Geheimkabinett, darin er die gefiegelten Briefe verwahrte, der große männliche Mann mit den blühenden Braunaugen und dem kurzen Schnurrbart, Abbild der Redlichkeit selber im kaiserlichen Dienst, ein Siegelbewahrer des Reichs auf der offenen Landstraße.

Das Horn jedoch hab ich nie mehr gehört.
Und eines Winters hieß es, er sei gestorben, der alte Postillon. Gestorben, ja, schon, aber wie, das müßt ihr wissen: nicht krank zu Haus oder im Spital oder doch krank, schwer

aber ohne Krankmeldung, halt einfach tot umgesunken mit fünfundsiebzig Jahr bei den Pferden im Stall, klaglos tot nach erfüllter Pflicht, nur der Schimmel hat sich nach ihm gebückt.

Ich habe mich oft besonnen, was es für ein Lied gewesen sein mag, das er blies, ich hab es nie erfahren: Heut, heute weiß ich, daß es das Lied meiner Jugend war, was er blies, der goldene Klang ins morgendliche Tal hinein, und daß er selber, der Alte, der nie ein Wort mit mir sprach, zu den guten Geistern gehörte, die das himmlische Schicksal am Bügel führen dürfen ewiglich durch Jahr und Tag.

In seinem goldenen Wagen lehnt lächelnd das Glück.

Schrifttum und Heimatkunde

„Das Bild“. Monatschrift für das Deutsche Kunstschaffen in Vergangenheit und Gegenwart. Herausgegeben von der Hochschule für bildende Künste, Karlsruhe, (Verlag C. F. Müller).

Welch ein Reichtum der Gestaltungen steigt vor dem inneren Auge auf, nennt man Rothenburg, oder Würzburg, oder Kulmbach-Bayreuth, oder gar Bamberg und Nürnberg, die Juwelen dieses gesegneten Landes, das erschöpfend darzustellen es eines Buches bedürfte. So wird auch dieses „Franken-Fest“ nur einzelnen Ausschnitten aus der Fülle des Kunstlebens im fränkischen Bayern gerecht werden können; ganze kulturgeschichtliche Komplexe, wie das bischöfliche Würzburg, das hohenzollernsche Bayreuth müssen im Rundgang der Hefte späteren Jahren vorbehalten bleiben. Das diesmalige bietet einem einleitenden Aufsatz von A. Stuhlfauth, in dem der frühgeschichtliche ethnische Aufbau des Landes skizziert wird. Ein Aufsatz über den Bamberger Dom, sowie ein zweiter über Altmünberger Kirchen — beide aus der Feder Dr. Gerda Kirchers — führen mitten hinein in die Höhenpunkte Deutscher

Kunst. Fritz Traugott Schulz führt die Linie weiter; in meisterhafter Eindringlichkeit offenbart er „Das Volkstümliche in der Kunst Albrecht Dürers“. Andere Jahrhunderte, Hohenzollernromantik, Hohenzollernstil, Schlachtgetöse und Glaubensfanatismus werden aus Gräbern erweckt in Franz Langenrichs begeisterter Schilderung der Pfaffenburg, die er „ein steingewordenes Deutsches Heldenlied“ nennt. Der Familienreichtum voroder Geschlechter klingt an in einer kurzen Schilderung der „Nürnberger Glaskunst der Barockzeit“ von Ludw. F. Fuchs; ein kurzer Rückblick in das Kunstleben der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Erinnerung an den Kupferstecher Paul Barfus schließt den geschichtlichen Teil ab. — In einem programmatischen Aufsatz über „Unlebendige und lebendige Kunst“ gibt der Hauptschriftleiter der Zeitschrift, Hans Adolf Bühler, seine Stellung kund. In einer Würdigung einiger „Deutscher Maler im Frankenland“ von Robert Volz und ihrer Bedeutung für den niemals abgerissenen Faden der Tradition klingt das Heft aus, dessen farbiges Titelblatt „Die Knoblauchbäuerin“ von Rudolf Schiefl heutige Volksverbundenheit echter Deutscher Kunst zeigt.

Friedrich Singer / Gedichte

An der Sägmachine

Die Säge zischt im groben Holz,
der Buchenloben splittert,
nur hingestanden steil und stolz,
gezielt und nicht gezittert!

Die Augen brennen schon von Mehl
und schweißigem Geträufel —
he, Junge, schieb den Klotz nicht fest,
sonst geht die Hand zum Teufel!

Nur hingelangt und zugepakt,
die Zähne festgebissen,
und jede Rolle scharf im Takt
ins Mauerloch geschmissen!

An beiden Armen mengt sich Schweiß
mit Del in braunen Streifen,
der Blechtisch ist schon glühendheiß
und schmerzt bei jedem Greifen.

Hier kommt ein glatter Birkenbaum,
wie Silber grau und kühl —
du jugendschöner Liebesraum,
wie weckst du mein Gefühl!

Das klingt wie Angst- und Todeschrei
und greift mir tief ans Herz:
das Stämmchen knirscht und knackt entzwei
und rugelt bodenwärts . . .

Die Föhre da froch wurzelkrumm
im dürren Riez am Rhein:
sie nimmt den Schnitt geduldsig stumm
und ohne große Pein.

Die Eiche murrst und wettert laut,
denkt wohl an Hirsch und Reh,
an Fingerhut und Farrenkraut
und wintertiefen Schnee . . .

In kurzen Pausen hat der Dampf
die Pfeife schon gehoben.
Was suchst du nur? Es ist ein Kampf,
wir beide bleiben oben!

Das Leben rüttelt, kreist und beißt
und will uns Menschen fressen,
wir aber wollen unfern Geist
mit seiner Urkraft messen!

Sinab, du Riesenungetüm,
vor dem den Feigen graut!
Der Stahlgriß zittert ungestüm
in meiner strengen Faust.

Ein starker Ruck, ein dumpfer Knall,
ein Kreischen, hart und schrill,
ein letztes Zucken im Metall:
Da steht die Säge still.

In stiller Kammer

Was braucht der Mensch? Ein Bett, ein Tisch, ein Stuhl
in einer Stube, die ihm ganz gehört,
ist's nicht genug? Aus Lärm und Erdenpfuhl
trägt ihn ein Buch — er liest es ungestört . . .
Von keiner Leidenschaft wird er betört,
die tiefste Stille wiegt ihn wie ein Kind,
das über keinen Feind sich mehr empört:
Die Einsamkeit umfächelt ihn so lind,
für Liebe und für Haß bleibt er gleich selig blind!

Schon sitzt er eine Stunde oder zwei —
wie lang' er liest und grübelt, träumt und sinnt,
er weiß es kaum — ihm ist's auch einerlei
wenn nur gleichmäßig fort die Stille rinnt . . .
Was wohl die Zukunft für ihn Böses spinn?
Heut' schiert's ihn nicht. Fern saust die Welt so hoch,
so leer ihr Treiben, das kein Glück gewinnt.
Dem einsam Schaffenden allein ist wohl,
er ist der wilden Welt still ruhender, kühler Pol.

Da sammeln sich die Kräfte stark und tief,
die vorher noch zersplittert sich gehemmt,
grad wird und glatt, was vorher krumm und schief
sich gegen jede Lösung angestemmt.
Frei wird und offen, was zuerst verklemmt
im Tiefsten trohte; heilig wird und traut,
was vorhin noch verdunkelt und verschlämmt
im Innern garte, und das gift'ge Kraut
Misttrauen hat den Trank, den bittern, nicht gebraut.

Run steht er auf von seinem Stuhl und Tisch
und wandelt ein paar Schritte hin und her
durch seinen Raum: Wie fühlt er sich so frisch,
wie ist der Schädel jetzt von Sorgen leer.
Ja, Mut und Macht, sie wachsen immer mehr.
Die sichere Zuflucht, die er stets ersehnt,
doch nie errungen — o wie leicht und hehr
hat sie sein Denken plöcklich ausgedehnt:
Sie ist das wahre Glück, vom Himmel selbst entlehnt.

Schriftleiter: Karl Joho. — Druck und Verlag des „Karlsruher Tagblatt“